

Die Austreibung des Vaters

Autor(en): **Wiedmer, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 9

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

erkennen. Das gilt auch für Walter Krebs. Die Bilder, die er in Bern vor kurzem ausstellte, sind noch nicht Erfüllung, sondern bloß Verheißung. Sie zeigen eine ganz ursprüngliche Begabung für die Landschaftsdarstellung und



Walter Krebs: Im Schwefelberg.

eine nicht gewöhnliche Befähigung zur künstlerischen Abstraktion. Walter Krebs versteht es, der Landschaft eine Seele zu geben, ohne die Natur zu vergewaltigen, ohne abstoßende eigenwillige Züge hineinzubringen. Auch zeigen sie einen erstaunlich sicheren koloristischen Geschmack. Man merkt, daß er die Palette intuitiv handhabt auf Grundlage eines guten handwerklichen Könnens. Aber gerade dieses Herkommen aus dem Malerhandwerk schließt für ihn die Gefahr der Schablone und des Rezeptes ein: man weiß, wie es gemacht wird und darum kann man es auch.

Wir möchten dem jungen Künstler, der erst am Anfang seiner Entwicklung steht, kein Horoskop seines Künstlertums stellen. Wie gesagt: In seiner Brust sind seines Schicksals Sterne.

Wenn uns nicht die ersten Eindrücke täuschen, so weiß Walter Krebs, was er will. Heute noch flieht er die Welt, vergräbt er sich droben im Winterschnee des Schwefelbergbades, um sich selbst zu finden. Er bemüht sich aber auch, so schwere Hemmnisse sein Gehörübel ihm in den Weg legt, mit dem Leben, und soweit es von den Menschen bestimmt wird, in Beziehung zu bleiben. Er weiß, daß ein Künstlertum ohne diese feste Verwurzelung im Menschlichen Bedingten nur halbes Künstlertum ist.

Walter Krebs führt heute noch ein künstlerisches Doppelleben. Er malt Bilder für sich und Bilder für andere. Die einen für das seelische, die andern für das körperliche Dasein. Da hingen in seiner Berner Ausstellung merkwürdige Phantastien in noch recht unbeholfenen Darstellungsformen: aus Gebirgen emporgewachsene, in die Erde versinkende Köpfe und Gestalten. Daneben sah man korrekte Landschaften mit individuellem Gepräge. Er sucht eine Synthese für sein Doppelleben. Wir wünschen ihm, daß er sie in der Richtung seiner befehlten, in räumlicher und koloristischer Hinsicht gut geschauten und gut auf die Leinwand gebrachten Landschaften finden möge. H. B.

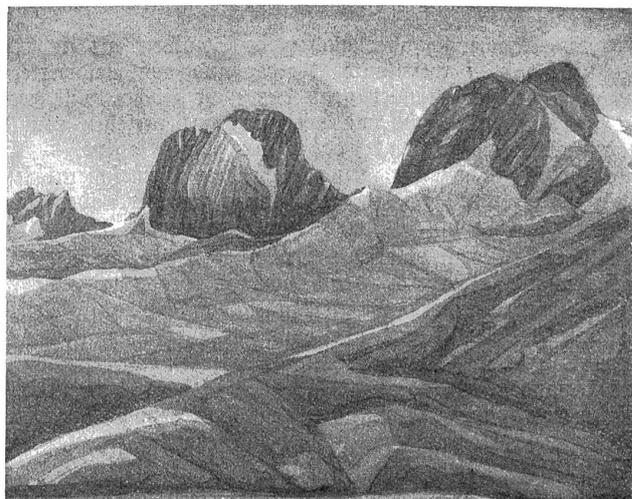
Die Austreibung des Vaters.

Von Jakob Wiedmer.

I.

In der Hinterstube des „Bären“ zu Weidwyl war Gemeinderatsitzung; es galt, ein höchst mißliebiges und mißliches Geschäft abzutun, und dementsprechend machten die Mitglieder der hohen Obrigkeit strenge Gesichter gegen einen jüngeren Menschen, der etwas abseits saß. Den schien solche

Ungnade aber nicht stark anzufechten; er redete unbefangen, manchmal geradewegs fed, drauflos und hielt den Blicken stand, ohne mit einer Wimper zu zuden. „Ich sage nicht



Walter Krebs: Winter im Gantrifftgebiet.

das mindeste dawider, daß unser Vater ein rechtschaffener und braver Mann war in seinen guten Jahren. Aber jetzt? Hat er nicht Dummheiten gemacht eine über die andere und sich übertölpeln lassen von Tuden und Christen, daß wir sozusagen von vorne anfangen müssen? Und wurde er nicht noch heiratssturm, als er bald sechzig war? Mit Müß und Not haben wir ihm davor sein können! Und seitdem ist der ewige Zank zwischen ihm und meiner Frau, weil er glaubt, sie habe seiner Narretei den Kiegel gestoßen. Kommt doch einmal und seht selber, wie das Tag für Tag ein Dabeisein ist mit ihm! Und bei jedem Atemzug giftelt er, man habe ihm mit List und Ränken das Heft aus den Händen gedreht. Ihr wißt aber sehr wohl, ihr Herren vom Gemeinderat, daß es höchste Zeit war, daß ich das Heimetli auf meinen Namen übernahm, wenn nicht alles bachab gehen und der Vater noch auf die Gemeinde kommen sollte. Und“ — hier hob der junge Mensch eindringlich die Stimme — „ihr alle wißt übrigens auch gerade so gut wie ich, daß der Vater nicht mehr ganz recht im Kopf ist. Wir können ihn einfach nicht mehr bei uns behalten; der Streit vom Morgen bis zum Abend verleidet einem nicht nur die strenge Arbeit, er verleidet einem sogar das Leben. Wir haben sonst schon hart genug zu sorgen und zu schaffen und können das andere nicht auch noch länger brauchen —“

Trotzdem zehn Mann da unter der Lampe beisammensahen, war es nun ein Weilchen so stille, daß man eine Brummfliege am Fenster summen hörte. Rauchwolken stiegen aus den Stumpen auf und zerflossen in dem Nebel, der lachte das Licht umwogte. Endlich wiegte der Präsident sein großes, rothaariges Haupt, strich den buschigen Schnurrbart und sagte: „Hmm!“ Aller Blicke wandten sich ihm zu, doch erst nach einer weiteren geraumen Pause fuhr er fort: „Hmm! Mit dem langen Reden kommen wir nicht vom Fleck, meine ich. Was denkst du dir denn, was geschehen soll, kurz und bündig?“ Die kühlen grauen Augen des Oberhauptes musterten streng den jungen Mann. Der erhob ein wenig beide Hände und ließ sie in Verlegenheit wieder senken; sichtlich wollte ihm das, was nun kommen mußte, nicht mehr so leicht von der Zunge. „— wie ich schon dem einen und andern von euch unter vier Augen sagte — hm — es wird eben nichts anderes übrig bleiben, als daß man ihn in die Anstalt tut. Es ist ja schwer genug für uns, das sagen zu müssen, und etwas wollen wir ja auch ans Kostgeld beitragen. Aber einen andern Ausweg

„Sehe ich einfach nicht und wir können den Vater mit seinem ewigen Zanke einfach nicht mehr behalten —“

„Hast du dir dabei auch überlegt, daß die Leute sagen werden, nun wollest ihr ihn los sein, nachdem er euch die Sache abgetreten?“

„Die Sache, ja, aber auch mehr Schulden, als sie wert ist. Und daß er aus lauter Kolder und aus Leidwerkerei gegen meine Frau immer grad das nicht machen will, was gemacht sein sollte und was er ganz gut versehen könnte. Das sollen selbige Leute dann auch dazu sagen. — Es geht einfach nicht mehr. Und macht der Gemeinderat jetzt nicht endlich vorwärts, so geht etwas anderes, aber ganz sicher! Denn so ist nicht mehr dabei zu sein.“

Der Präsident schien die Drohung zu überhören. „Hat noch jemand etwas zu der Sache zu bemerken oder zu fragen?“ wandte er sich gleichmütig an die obrigkeitliche Kunde. Doch es stiegen nur einige dicke Rauchwolken auf, keine Worte. „— wenn nicht, so werden wir sie unter uns behandeln und dir bald Bescheid geben.“ Damit entließ er den jungen Mann, ohne daß er irgendwie in seinen Mienen lesen konnte, wie er, der Allgewaltige in der Gemeinde, sich zu dem Handel stellte.

„Hm!“ knurrte der Präses, als die Tür ins Schloß gefallen war, zog sein mächtiges Mastuch hervor, schneuzte sich kräftig, strich den Schnurbart und versorgte bedächtig den Nothelfer wieder in der Tasche; der ganze Gemeinderat hatte dieser einleitenden Staatsaktion aufmerksam zugeschaut, denn jeder wußte aus langer Erfahrung, daß solches Nasenputzen sagen wollte: Für mich ist die Sache abgetan, also muß es auch für euch sein. Sie waren jetzt nur noch darauf gespannt, was sie zu beschließen haben werden. Nicht etwa, daß ihr Oberhaupt sie tyrannisierte und keinen Einwand duldete; es hatte sich nur eben bisher immer gezeigt, daß er mit seiner Kaltblütigkeit und verschlossenen Klugheit selten daneben griff und allenthalben ohne harten Zwang gute Ordnung zu schaffen verstand.

„Humm! Und was ist jetzt da eure Meinung? Ich gewärtige Anträge.“

„Das ist eine verflucht leide Geschichte“, ließ sich eine Stimme vom untern Tischende her vernehmen. Alle nickten und einer ergänzte: „Schön ist's allweg nicht und selb ist es.“ Dazu nickte nun auch der Präses und fügte bei, gleichsam das unverbindliche Gespräch aufnehmend: „Ja, und wenn wir den Jungen auf die Aeste hinaustreiben, so ist er instand und kehrt noch den Spieß um. Er hat irgendwo verlauten lassen, er wolle in dem Fall den Gemeinderat dann schon finden dafür, daß der nicht besser zur Sache der minderjährigen Kinder geschaut damals und seinen Vater so verrückt habe fuhrwerken lassen. Und ich fürchte, damit hätte er guten Griff gegen die Gemeinde. Denn es ist schon so, daß man früher da zu nachsichtig war und eher hätte holla machen sollen. Und bei ganzem Verstand ist der Alte wirklich nicht mehr und eine unleidige Giftkröte dazu. So ist es eigentlich ganz gut, daß der Junge selber mit dem Vorschlag wegen der Anstalt kommt; jetzt braucht ihn nicht der Gemeinderat zu machen und sich deswegen allerhand nachreden zu lassen. Denn es ist ja doch der einzige Ausweg.“

Da niemand andere Anträge stellte, ward demgemäß erkannt und beschlossen. Nach der Sitzung allerdings lösten sich die Zungen und die betrüblichen Umstände jenes Haus-haltes wurden nach allen Seiten gewendet und erörtert. Am meisten ereiferte sich der Jüngste im Räte, der Mittel-lehrer Frei, der zugleich Gemeindegemeinderat war. „Wider-natürlich und ethisch anfechtbar ist und bleibt die ganze Sache doch, soweit es das Verhalten von Sohn und Sohns-frau gegen den Alten betrifft“, behauptete er hitzig. „Humm!“ antwortete ihm der Präses trocken, „wenn man einer Sache im Leben nicht recht beizukommen weiß, kleistert man ein Fremdwort drüber. Damit ist aber nicht viel erobert, meine ich. Ob man will oder nicht, muß man die Dinge doch an-

paßen und zur Ruhe bringen, so wie sie nun einmal sind, ob schön oder nicht schön.“

„Einverstanden!“ lenkte Frei ein; „aber daß Kinder ihren Vater aus dem Haus treiben und noch lächerlich machen, das ist ungeheuerlich. Wenn das mir bevorstünde, lieber würde ich sie noch in den Windeln —“

„Red' nicht zu voreilig!“ fiel ihm der Präses lächelnd ins Wort; „so viel ich weiß, erwartest du erst das erste, oder vielmehr deine Frau, und bis das nur tausend Wochen alt ist, kannst allerlei erleben, wobei du dann selten Fremdwörter brauchst, sondern meist gutes Deutsch.“

Dem Lehrer und Gemeindegemeinderat Frei war deutlich am Gesicht abzulesen, für wie ausgeschlossen er es hielt, daß ihm, dem staatlich durchgebildeten Erzieher, das eigene Fleisch und Blut jemals durch Unbotmäßigkeit Kummer und Beschwerden machen werde. Der Präses schien aber keine Lust zu weiteren Erörterungen über diesen Punkt zu haben. „Sind wir nun einmal so weit mit dieser bösen Geschichte, so ist's am besten, man macht sie gleich fertig, dahin und daweg. Jetzt hast ja Ferien. Faß' morgen vormittag die nötigen Gesuche an die Anstalt und an die Armendirektion ab und ich komme nach dem Zünni schnell hinüber zum Unterschreiben.“

II.

Als Heinrich Frei sein Heim, etwas außerhalb des Dorfes, erreichte, vertrat ihm sein Schwager den Weg vor der Haustür. „Mach' dich verfaßt! Heut nacht gibt's Neugleiten. Vor einer Stunde habe ich die Frau Ruchti geholt. Sie ist schon oben.“ Der gemächliche Hans Brönnimann sah zu Freis stiller Befriedigung nichts von der Aufregung, die diesen so heftig ergriff, daß er beinahe die lederne Aktenmappe fallen ließ, die ihm in Dorf einen so schönen amtlichen Anstrich gab. Immerhin packte er ungewohnterweise den unbegreiflich kaltblütigen am Arm und zog ihn in die Wohnstube. „Ja, was ist jetzt da zu machen?“ fragte Frei verstöbert, die Mappe auf den Tisch legend. Hans Brönnimann, „Kunstdünger und Futtermittel“, wie auf seinem Aushängeschild stand, nahm die Pfeife aus dem Mund und schaute seinen Schwager begriffsstugig an. Endlich schien er zu verstehen. „He, gar nichts hast du einzuweilen dabei zu machen, als das Weibervolk machen zu lassen, mein' ich. Halt' dich muckstill und komm' ihnen nicht in die Quere. Meine Frau ist ja auch da, die Tante ist da und die Frau Ruchti ist da, also —“ Und wirklich erhoben sich draußen in der Küche mehrere Frauenstimmen, die Kommandoworte der bewährten und resoluten Nothelferin erschallten und Kochkessel bummerten.

Frei trabte mit langen Schritten in der Stube auf und ab, immer noch den Hut auf dem Kopf. „Wäre es nicht vorichtig, für alle Fälle auch noch den Doktor zu holen, damit er gleich da ist, wenn man ihn braucht?“ — „Oder noch besser die Feuerwehr!“ spottete Hans Brönnimann, der dem Auf- und Abrennenden belustigt und mit innerem Behagen zuschaute und von dem studierten Schwager im Stillen dachte: „Jetzt bist du ein ungerades Mal der Dummere von uns zweien!“ Er äußerte aber von solchen Gedanken nichts, sondern tröstete nur: „Beim Zweiten nimmst's dann schon kaltblütiger.“

Damit wollte sich Hans Brönnimann der Türe zuwenden, doch Frei vertrat ihm den Weg. „Bleib' lieber noch ein wenig da, für den Fall, daß —“

„Daß was?“ fragte der verwundert, setzte sich aber doch willfährig auf den Ofentritt und sog an seiner Pfeife, unverwandt dem zappeligen Schwager zuschauend, der immer noch die Stube ausmaß. Schließlich aber schien ihn das doch zu langweilen. „Wenn ich dich wäre, würde ich vorläufig den Hut abziehen. Und wenn du so herumrennst, bis alles vorbei ist, ziehst du dir noch einen Bruch oder eine Verstauchung zu.“

Heinrich Frei setzte sich daraufhin wirklich, obwohl ihm der Stuhl vorkam wie ein Nadelkissen. „Wie lange kann

das wohl gehen?“ fragte er nach einer Weile bekümmerten Nachdenkens. Brönnimann schob die Pfeife in den andern Mundwinkel und zuckte die Achseln. „Wer weiß! 's ist halt das erste. Aber bis so gegen Morgen wird wohl alles in Ordnung sein.“ — „Und ich soll derweilen dahocken und einfach warten? Das halte ich nicht aus, nie und nimmer!“ — „Wirft wohl müssen.“

Nun war von der Küche her die Stimme der Tante Rosine zu vernehmen; Frei sprang auf, um von ihr Nachrichten und Trost zu erlangen. Doch kaum hatte er den Kopf durch die Türspalte gesteckt und noch nicht einmal zu fragen begonnen, fauchte sie ihn schon an: „Ich werde jetzt auch noch Zeit zum Dampfen haben! Semine, hat das Mannsvolk doch in Gottesnamen wenig Verstand!“ — „Jetzt weißt Bescheid!“ empfing ihn schadenfroh Hans Brönnimann, und sogar die alte Hauskake kam unter dem Ofen hervor, um ihn mißbilligend anzustarren.

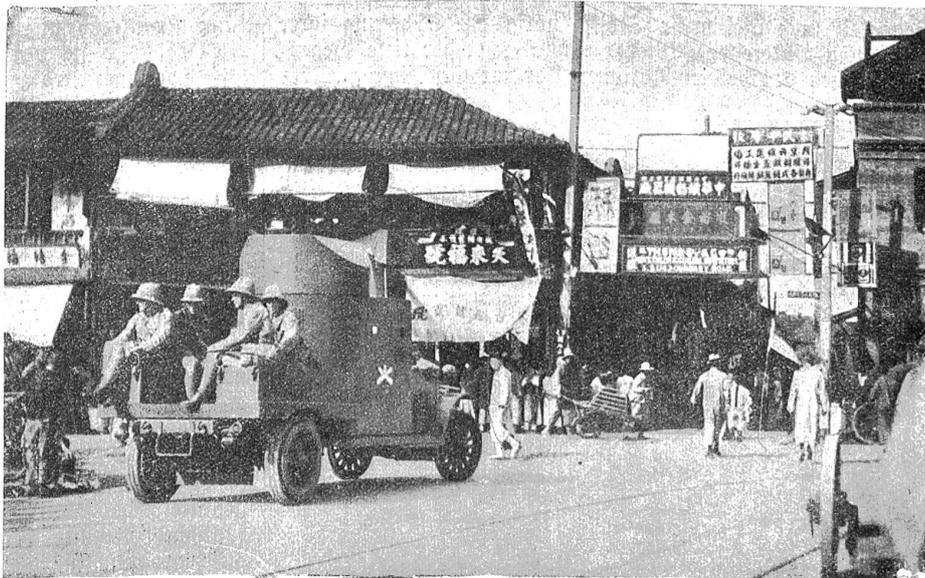
Seufzend warf sich Heinrich Frei wieder auf seinen Stuhl und beugte sich unter die höheren Gewalten, da ihm gar kein Ausweg einfallen wollte. Und dann suchte er sich in eine Zeitung zu vertiefen, an seinem Schnurrbart zupfend und drehend, bis ihn die Mundwinkel schmerzten; zudem hatte er keine Ahnung, was er da eben gelesen. Umso aufmerksamer lauschte er den Geräuschen, die gedämpft aus dem oberen Stockwerk herabdrangen. Türen wurden behutsam aufgetan und wieder geschlossen, die Diele fnarrte leise und irgendwo raschelte eine Maus, was wiederum die duselnde Kake in Aufregung versetzte. Dann war's wieder lange still; nur eine Fliege umkreiste in törichter Unermüdlichkeit die Lampe. Dann aber geschah in der Ofenecke ein hartes Gepolter; Hans Brönnimann war eingenickt und hatte die Pfeife fallen lassen. Nachdem er sie aufgelesen, reckte er sich und strich der Türe zu. „Bin bald wieder da. Dich dürfte man jetzt noch weniger allein lassen als die Kinderin.“

Heinrich Frei fühlte sich glücklich über diese Zusicherung, aber nicht weniger über die Möglichkeit, wenigstens einige Minuten seiner Aufregung durch Auf- und Abrennen Luft zu machen. Doch auch das war ihm nicht vergönnt. Schon nach den ersten drei Runden erschien Tante Rosines runder Kopf im Türspalt. „Was fällt dir denn ein, so zu trampeln! Semine, nicht fingernagelsgroß Vernunft hat das Mannsvolk, Gott sei's geklagt. Sod' ab und halt dich still!“ (Schluß folgt.)

Aus der politischen Woche.

Abrüstung und Rüstung.

Coolidge hat kürzlich an die Großmächte England, Frankreich, Italien und Japan ein Memorandum geschickt, worin er sie einladet, mit der Union zusammen ein weiteres Abrüstungsprogramm für die U-Boote und kleinen Kreuzer zu besprechen, wie ein solches besteht für die großen Schlachtschiffe im sogenannten Washingtoner-Abkommen. Versammlungsort solle Genf sein. Offenbar wollte Coolidge der Hauptstadt des Völkerbundes und diesem selbst damit eine Reverenz erweisen. Man liest aber auch die andere Auffassung, daß er im Gegenteil beabsichtige, einen gefährlichen Streich gegen den Völkerbund zu führen. Indem er seine Fünfmächte-Konferenz nach Genf einberufe, wolle er die



Zu den Wirren in China.
Panzerauto des englischen Freiwilligen-Korps durchstreift zum Schutze der Fremden die Straßen Schanghais.

Abrüstungskonferenz des Völkerbundes sabotieren und zur Ohnmacht verurteilen und damit die nordamerikanische Geringschätzung des Völkerbundes auf die Alte Welt übertragen.

Welches auch die wahre Absicht des Präsidenten sein mag — sicher ist heute, daß die Konferenz in Genf nicht zustande kommen wird. England und Japan haben zwar verklausulierte Zusagen nach Washington geschickt, aber Frankreich und Italien haben entschieden abgelehnt. Die Gründe für die annehmenden, wie für die ablehnenden Mächte, liegen klar zu Tage. Die Union hat gut, Abrüstungsvorschläge zu machen, weil sie ihres absoluten Vorteiles bei der Festlegung eines Koeffizienten in den Flottenstärken der Großmächte sicher ist. Das Verhältnis 5 : 5 : 3 für die Union, England und Japan, wie es von Coolidge vorgeschlagen wird, macht Nordamerika de facto zur stärksten Seemacht der Welt; denn das numerisch gleich starke Großbritannien hat seine Kriegsschiffe um den ganzen Weltball herum zerstreut und hat ein Duzend empfindliche Punkte seiner Machtstellung zu beschützen, während Amerika in seinem rohstoffgesegneten Lande nur zwei Küsten zu überwachen hat, die durch den Panamakanal auf das glücklichste verbunden sind.

Englands Macht wiederum beruht nicht auf dem Mehr oder Weniger von Kriegsmaterial; wenn die anderen Mächte nicht weiter rüsten, so bleibt sein Besitz an wichtigen Flottenstützpunkten auf dem Wege nach Indien und China, den Quellen seines nationalen Reichtums, gesichert. Was kann ihm willkommener sein, als die Rüstungsbeschränkung? Bleibt dem Lande doch die sonst zwangsnotwendige, aber völlig uneinträgliche Ausgabe für neue Kriegsschiffe erspart, und die Milliarde kann für lebenswichtige Neubauten verwendet werden: z. B. für die Modernisierung der Gruben, die so schwer ihre Konkurrenzfähigkeit behaupten gegenüber den deutschen Gruben.

Die gleichen Gründe gelten für Japan, das aus Mangel an Kapitalien das Wettüften mit Nordamerika sowieso niemals gewinnen kann. Japan will die Abrüstung mitmachen unter der Bedingung, daß England auf den Ausbau Singapurs und Nordamerika auf seine Festungsbauten auf Hawaii verzichtet. Man sieht das Lächeln des Japs, der wieder einmal hofft, einen Nachteil gegen zwei Vorteile eintauschen zu können.

Frankreich und Italien lehnen einhellig ab, beide mit ungefähr den gleichen Argumenten: beide sehen sich noch lange nicht in der Lage, abzurüsten zu können, beide haben im